

Von Tristram Shandy zu „Marschall Vorwärts“.
Zur sozialen Zeit der Körper in Sport, Krieg und Fort-Schritt

„Brüder, auf, die Welt zu befreien! . . .
Und so schreiten wir, die Kühnen,
eine halbe Welt entlang,
die Verwüstung, die Ruinen,
nichts verhindre deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das große, das Werk sei getan!“

(Johann Wolfgang v. Goethe)

„Keine atempause
geschichte wird gemacht
es geht voran.
spacelabs fallen auf inseln
vergessen macht sich breit
es geht voran.“

(Fehlfarben)

Von der Zirkulation zum Rennlauf

Eine der vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu hoher Regelkunst entwickelten Körperübungen war das Voltigieren, das Springen am Pferd oder Holzpferd. Es hatte sich als „Exercitium“ eigener Art im Rahmen der adelsständischen Übungen selbstständig, galt aber zum Teil als auch militärisch nützlich. In den 1760er Jahren gab LAURENCE STERNE in seinem „Tristram Shandy“ davon eine anschauliche Schilderung. Er ließ zwei Gestalten namens Gymnast und Tripet im Zweikampf gegeneinander antreten, begleitet von den Kommentaren anderer Romanfiguren:

„Gymnast . . . tat so, als wollte er von seinem Pferd steigen, und indem er an der linken Seite balancierte, steckte er gar behende (sein kurzes Schwert an der Hüfte tragend) den Fuß in den Steigbügel und führte den Steigriementrick aus, wodurch er sich nach der Beugung seines Körpers unterwärts plötzlich hoch in die Luft schnellte und seine beiden Füße auf den Sattel setzte, aufrecht stehend, mit dem Rücken zum Kopf seines Pferdes. — ‚Nun‘, sagte er, ‚habe ich gewonnenes Spiel.‘ — Dann machte er plötzlich in derselben Stellung, in der er sich befand, einen Luftsprung auf einem Fuß, und indem er sich nach links wendete, gelang es ihm, seinen Körper völlig herumzudrehen, so daß er genau die gleiche Haltung wie vorher einnahm. — ‚Ha!‘ sagte Tripet, ‚das werde ich jetzt nicht tun — und nicht ohne Grund.‘ — ‚Wohlan‘, sagte Gymnast, ‚das wollte nicht gehen, ich will den Sprung rückgängig machen.‘ — Und daraufhin vollführte er, mit wunderbarer Kraft und Behendigkeit sich nach rechts wendend, abermals einen munteren Luftsprung; danach setzte er seinen rechten Daumen auf den Bogen des Sattels, hob sich empor, sprang in die Luft, wobei er sein ganzes Gewicht auf dem Muskel und Nerv des besagten Daumens balancierte und ruhen ließ, und drehte und wirbelte sich dreimal herum; beim viertenmal schwenkte er seinen Körper von oben nach unten und von vorne nach hinten, ohne anzustoßen, und brachte sich zwischen die beiden Ohren des Pferdes; dann gab er sich einen Ruck und setzte sich auf die Kruppe. (‚Das kann man doch nicht Kampf nennen‘, sagte mein Onkel Toby. Der Korporal schüttelte den Kopf. — ‚Nur Geduld‘, sagte Yorrick.)

Nun schwang er (Tripet) sein rechtes Bein über den Sattel und setzte sich auf den Schwanz des Pferdes. — ‚Aber‘, sagte er, ‚es wäre besser für mich, wenn ich auf den Sattel gelangte.‘

— Damit setzte er die Daumen beider Hände auf die Kruppe vor ihm, lehnte sich darauf, als wären es die einzigen Stützen seines Leibes, drehte sich kopfüber in der Luft, und stracks befand er sich zwischen dem Sattelbogen in einem passablen Sitz. Nun schlug er einen Salto, wirbelte wie eine Windmühle und machte wohl hundert Sprünge, Wendungen und halbe Volten. — ‚O lieber Gott,‘ schrie Trim, dem die Geduld ausging, ‚ein einziger wackerer Stoß mit dem Bajonett ist mehr wert als alles das!‘ — ‚Der Meinung bin ich auch,‘ versetzte Yorrick.

‚Gerade das Gegenteil ist meine Meinung,‘ sagte mein Vater.“

(STERNE 1759—1767, 387—388).

In grotesk präziser Weise beschrieben, entfaltet sich hier ein Bewegungsvorgang, der für die Exerzitien jener Epoche charakteristisch war: Stellung und Drehung, Balance und Behendigkeit, ein geometrisch-dreidimensionaler Tanz ums Pferd. Die Zirkularität der Bewegungen, an deren Schluß man genau in der Haltung wieder landete, mit der man begonnen hatte, kontrastierte jedoch zur Vorstellung des Korporals Trim: „ein einziger wackerer Stoß . . .“

Der „einzige wackere Stoß“, die lineare und einseitig gerichtete Vorwärtsbewegung, ließ tatsächlich nicht lange auf sich warten. Schon während STERNE seinen Roman schrieb, liefen auf den Straßen Englands die Wettläufer, „pedestrians“; auf der Themse begannen die „watermen“ ihre Ruderwettkämpfe. Bald rannte man auch auf dem Kontinent in philanthropischen Schulen und später in JAHNSchen Turngemeinden zielgerichtet um die Wette. Im militärischen Bereich waren es die Heere der Französischen Revolution, die — auch taktisch und bewegungsmäßig — dem alten Kriegswesen den „Stoß“ versetzten. Beides, Militär und Körperübungen der neuen Zeit, wurde in einem Turnerlied des 19. Jahrhunderts auf den Begriff gebracht:

„Als der Turnmeister, der alte Jahn,
Für des Volks urheilige Rechte
Vortrat zu der Freiheit Rennlaufbahn,
Da folgte ihm ein wehrlich Geschlechte“
(SCHRÖDER 1967, 260).

Aus der Zirkulation zwischen Posituren war die Fortbewegung auf der Rennbahn geworden. Und offenbar war die Veränderung der Körper zugleich politisch.

Die stromlinienförmigen Körper des Sports

Der moderne Sport unterscheidet sich markant von außereuropäischen, aber auch von früheuropäischen Spiel-, Bewegungs- und Körperkulturen. Nachdem sich eine ältere (und eher rechtfertigende) Historiographie in erster Linie auf die durchlaufenden und verbindenden Kontinuitäten hin angelegt hatte, werden in jüngster Zeit zunehmend Fragen nach dem Unterschied gestellt, nach jenem „Anderen“ und der Fremdheit, die den Sport der Industriekultur von anderen Körperkulturen trennen. Je nach Perspektive sind dabei unterschiedliche Merkmale als Charakteristika herausgearbeitet worden. Von den äußeren Bedingungen her konnten Formen der Arbeitsorganisation („Freizeit“) oder der Gesellung („der Verein“) auffallen. Dichter an die Bewegungsformen führte es heran, wenn man versuchte, den Sport der Indu-

strikultur durch Wettbewerb oder Konkurrenz, durch Rationalisierung und Quantifizierung oder/und durch das Leistungsprinzip als die Produktion von Bewegungsergebnissen abzuheben.

Bei solcher Suche (deren gesellschaftliche Gründe selbst zu erfragen wären) hat man sich immer mehr den Körpern selbst mit ihren Konfigurationen in Raum und Zeit genähert. Dabei fiel etwas auf, das man bisher kaum ernst genommen und soziologisch-historischer Analyse für würdig befunden hatte: die Bedeutung von Schnelligkeit, Zeitgewinn und Fort-Bewegung für den modernen Sport (EICHBERG 1978, 31–60, 112–116, 264–267, 279–289; EICHBERG 1980, 351–369; WENDORFF 1980, 243–244, 262–264, 422–423, 546–547 u. a.; HOPF 1981; BONDE 1988). Nicht zufällig geschah das parallel zu der neuen Aufmerksamkeit, die die Kategorie der Zeit in der Soziologie erfuhr. Zeitbudget, Zeitkontrolle, Zeitknappheit etc. wurden zu Stichwörtern einer neuen Kulturosoziologie (LINDER 1970; HEINEMANN 1978; BERGMANN 1983; HOHN 1984).

Die Sportifizierung der Bewegungskultur im 19. Jahrhundert läßt sich im besonderen Maße an der Expansion der Geschwindigkeits-Sportarten ablesen. Ein Vorläufer zeichnete sich im englischen „pedestrianism“ des 17./18. Jahrhunderts ab, der seinerseits vom Bewegungsmuster her, aber auch vielfach organisatorisch dem Pferderennen verbunden war (KLOEREN 1935). Hier – beim Rennen der Pferde und Läufer – tauchte auch zuerst die Stoppuhr auf, die später zu einem zentralen Symbol des neuen Sports werden sollte (EICHBERG 1987, 120–140). Unabhängig von der englischen Entwicklung entfaltete sich in den kontinentalen, mehr pädagogisch bestimmten Leibesübungen zwischen ROUSSEAU, GUTSMUTHS und JAHN der Wettlauf nach der Uhr zu einem wichtigen Bestandteil von Gymnastik und Turnen. Zeitlich begleitet wurde dies durch den Aufschwung eines kommerziellen Läuferwesens als Schau und zirkusähnliches Spektakel zwischen 1800 und 1850 (OETTERMANN 1984; KORSGAARD 1982, 120–121). Im Fortgang des 19. Jahrhunderts konnte sich auf solchen Voraussetzungen der Laufsport als selbständige Disziplin entwickeln: in englischen Clubs ab 1850, in deutschen Rasensportvereinen ab 1880 (BOROWIK 1926; KLINGE 1926; QUERCETANI 1964; MEGEDE 1972; SCHAFRIK 1976; STEINMETZ 1973).

Die zu Fuß laufenden Körper bildeten ab, was sich zur gleichen Zeit auch in vielfacher anderer Gestalt auf Rennbahnen nach der Zeitleistung auszurichten begann. Der Pferdesport, vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, beherrscht von den geometrischen Formalübungen der Dressur und der Hohen Schule, wurde zuerst im England des 17./18. Jahrhunderts vom „match against time“ und vom Wettlauf geprägt. Auf dem Kontinent erhöhte sich im militärischen Campagnereiten des friderizianischen Preußen das Tempo, und in den französischen Volksfesten nach der Revolution etabliert sich das Wettreiten (VERSPOHL 1976, 46f.). Ab dem Zeitraum von 1800 bis 1830 entstand auch in Deutschland mit Rennbahnen und Vereinen der vom Wettlauf geprägte Geschwindigkeits-Pferdesport. Neben dem Flach- und Galopprennen wurde das neue zeitbetonte Muster im Wagen- und Trabrennen, im Hürdenrennen sowie im Gelände- und Hindernisreiten variiert. Die (besonders englische)

Sportmalerei zeigte mit der überzogenen Streckung der Pferdekörper die Konfiguration des Neuen: ausgestreckt auf einer Linie und strichförmig ausgerichtet auf das in der Zukunft liegende Ziel (GROSSMANN 1931, 102–103 u. a.; WALKER 1972; WILDER 1980, Taf. 1–62). Später, um 1900, beugte sich auch der Körper des Reiters der Stromlinienform: Der bis dahin aufgerichtete und „versammelt“ reitende „Herrenreiter“ neigte sich im „italienischen Sitz“ oder gar im „Affensitz“ vornüber (TRENCH 1970, 186–187, 249–259; BONDE 1988).

Getanzter Galopp und sportives Automobil

Wie sah es im Wassersport der gleichen Zeit aus? Ruder- und Segelboot hatten zunächst vielfältigen Zwecken gedient, bevor sich seit dem 18. Jahrhundert in England Wettfahrten in den Vordergrund schoben. Auch die seit den 1830er Jahren in Deutschland gegründeten Ruder- und Segelclubs pflegten zunächst Korsofahrten und Blumenschlachten, Picknickausfahrten, Fischerstechen und Entenjagd. Aber allmählich begann die Regatta zum Inbegriff des sportiven Umgangs mit dem Boot zu werden. Abbildungen aus dem 19. Jahrhundert zeigen, wie auch das Ruderboot zum Strich wurde, stromlinienförmig ausgespannt zwischen Start und Ziel.

Das Schwimmen war zunächst mehr auf das Baden und auf das Erlernen der Schwimmbewegung ausgerichtet. Im altnordischen Bereich bevorzugte man Dauerschwimmen und Ringkämpfe im Wasser. Das Wettkampf- und Geschwindigkeitsschwimmen hingegen wurde erst im 19. Jahrhundert zur charakteristischen Sportform.

Der Wintersport bildete sich parallel dazu nach Geschwindigkeitsmustern heraus. Schlittschuh, Schneeschuh und Schlitten waren schon seit Jahrhunderten bekannt, und zwar keineswegs nur als Nutztransportmittel. Skirennen und Rodelrennen entfalteten sich aber erst im 19. Jahrhundert. Der Eislauf nahm seinen Aufschwung zunächst noch unter dem Eindruck der spätbarocken Exerzitien im 18. Jahrhundert als choreographische Figurenübung, bevor er im 19. Jahrhundert den Eiswettlauf hervorbrachte.

Neben den traditionellen, nun für den zeitbetonten Wettkampf umgeformten Fortbewegungsmitteln brachte das 19. Jahrhundert auch ganz neue sportive Techniken hervor. Dazu gehörte der zwischen 1750 und 1850 vielfach patentierte Rollschuh, der (neben Rollkunstlauf und Rollhockey) besonders den Rollschnellauf ermöglichte. Das Laufrad wurde schon in den ersten Jahren (1813 bis 1820) als Vehikel für Vergnügungs- und Wettfahrten genutzt. Radsportvereine, Fahrradrennen, der Bau von Rennbahnen etc. schlossen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts daran an. In die Luft erhoben sich seit den 1780er Jahren die Ballons, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch zu nationalen und internationalen Ballonwettfahrten gegeneinander starteten. Daran konnte später der Motorflugsport anknüpfen. Auf dem Wasser fuhren seit den 1880er Jahren Motorboote, soeben von Daimler und Benz entwickelt, Regatten gegeneinander.

Am umwälzendsten für die Gesamtgesellschaft wurde unter allen Zeitsportvehikeln das Automobil (BARDOU 1977; HUSCHKE VON HANSTEIN 1978; SACHS 1984; BISCHLAGER 1986; EICHBERG 1987). Obwohl es häufig in der sporthistorischen und -theoretischen Literatur ausdrücklich ausgeschlossen oder auch stillschweigend ausgeklammert wird, handelte es sich beim frühen Auto zunächst um ein Sportinstrument, bevor es zum Nutzfahrzeug wurde. CARL BENZ empfahl seine Neukonstruktion schon in seiner ersten Anzeige von 1886 den „Sportsfreunden“, und bald darauf wurden die sportiven Rennen zu einer treibenden Kraft der technischen Fahrzeugentwicklung, zum Faktor seiner sozialen und ökonomischen Attraktivität.

Citius, altius, fortius ist der Slogan des olympischen Sports, der sich in Resultaten von Zentimeter, Gramm und Sekunde (c, g, s) oder in Punkten ausweist. Aber das Nebeneinander täuscht. Nur relativ begrenzt ist die Zahl (und die Attraktivität) der Übungen, die sich in Gewichten, Längen oder Höhenmaßen ausdrücken. Die Zeit, die Geschwindigkeit, die Sekunde ist es, die in erster Linie zählt. Zeitsportarten sind die größte Gruppe innerhalb des olympischen (Sommer-)Programms, und bei den Olympischen Winterspielen überwiegen sie sogar absolut. Der Sport der Industrieepoche ist Geschwindigkeitssport, eine hochentwickelte Form des Vorwärtsdrängens.

Nicht nur die Sekunden-Sportarten selbst machen das deutlich. Auch das Fußballspiel als *die* charakteristische Ballspielform der Industrie-Epoche war durch zunehmende Geschwindigkeitserhöhung — durch Veränderungen der Abseitsregel in den 1870er Jahren und 1925 — gekennzeichnet. Das Boxen als *der* industriegesellschaftliche Kampfsport unterschied sich von seinem vorindustriellen Vorläufer, dem Ringen, ebenfalls durch den Zeitfaktor und wurde in seinen Anfängen im 18. Jahrhundert sogar zeitweilig auf Zeitrekorde ausgerichtet. Beide — Fußball und Boxen — waren darüber hinaus durch eine zeitdynamische Pointierung (auf Torschuß und k. o. hin) charakterisiert, die als „Spannung“ die Faszination großer Zuschauer Massen auf sich zog. Spannung — auch darin dokumentierte sich die soziale Zeit einer im späten 18. Jahrhundert neu entstehenden Kultur.

Und nicht zuletzt der Tanz wies die neue Fortbewegung auf. Die höfisch-zeremoniellen Tänze wurden seit den 1770er Jahren ungestüm vom Walzer als einem dynamischen Vorwärtswirbeln verdrängt. Galopp und Polka schlossen im 19. Jahrhundert daran an.

„Es ist nicht mehr ein Tanzen, es ist ein Rasen, eine Arbeit, ein Frondienst . . . keinen Augenblick der Zwischenruh . . . toben, wirbeln wie die Windhosen, hoppeln wie die Grasmücken, springen wie die Heuschrecken, galoppieren wie die Mecklenburger Renner, schleifen wie die Wetschlitten. Die guten alten langsamen Tänze der frühern Zeit, wenn auch zopfig, so doch wenigstens die Gesundheit unangetastet lassend, sind überall verachtet und kaum noch gekannt, oder unsere raschlebige Zeit hat sie in Galopp-Tempo umgesetzt, um der lebenden Dampfmaschine, Mensch genannt, genug zu tun“,

so klagten Kulturkritiker um die Jahrhundertmitte (BÖHME 1886, I, 316). Und um eine Innovation handelte es sich tatsächlich.

Kontrastkulturen

Die These von der historischen Besonderheit der sozialen Zeit im Sport widerspricht der verbreiteten naturalistischen oder universalistischen Sicht, wonach der moderne Sport nur eine (hochentwickelte oder perfektionierte) Verwirklichung „natürlicher“ oder „allgemein menschlicher“ Bewegungsbedürfnisse sei: Ist nicht der Wettlauf ein solches Universal, und ist vielleicht das zeitorientierte Hasten in der Körperkultur naturgegeben?

Eine genauere Durchsicht verschiedener Spiel- und Bewegungskulturen der Welt zeigt, daß das nicht der Fall ist. Verschiedene indonesische und melanesische Völker zum Beispiel, von der häuptlingslosen Klangesellschaft im Regenwald bis zum islamischen Königreich auf der Basis des Naßreis-Terrassenbaus, haben hochentwickelte körperliche Fertigkeiten und vielseitige Spiele und Übungen hervorgebracht, nicht aber den Wettlauf. Sie haben unter anderem Schwimmen und Bootsfahrt zu hoher Meisterschaft entwickelt — und doch weder zum Kampf um die Zeit noch zum Wettkampf Mann gegen Mann (EICHBERG 1978, 16—24; EICHBERG 1983 b). Andere Gesellschaften wie diejenigen der Inuit und — wieder ganz anders — die der altnordischen Wikinger gaben sowohl Wettläufen als auch Wettkämpfen einen wichtigen Platz in ihrem Gemeinschaftsleben, blieben aber in beidem dennoch von der Geschwindigkeits- und Leistungsorientierung weit entfernt. Der Wettlauf fügte sich statt dessen in eine Konfiguration des Männervergleichs ein, bei der sich starke Männer (und erst in zweiter oder dritter Linie schnelle Männer) miteinander maßen. Die Zeit als solche spielte nicht mit; sie löste sich nicht (als Rekord) von der Gestalt des Wettkämpfers ab. Nicht die Dynamik der Zeitverkürzung prägte die Übungen, sondern eher so etwas wie Ausdauer oder kraftvolles Aushalten (EICHBERG 1983a).

Es mag sein, daß das lineare Geschwindigkeitsmoment — im interkulturellen Vergleich gesehen — in Europa schon früh besonders ausgeprägt war, etwa in den Rennen der griechischen Antike. Einige kontrastierende Studien über Sport in asiatischen und arabischen Reiterkulturen weisen wohl tatsächlich — trotz sportiver Voreingenommenheit der Optik — aus, daß man dort dem Reiterspiel und der Geschicklichkeit den Vorrang vor der zielgerichteten Fortbewegung als solcher gab (MERCIER 1927; DIEM 1942). Aber leider sind die Studien zu alteuropäischen Spielkulturen oft ebenfalls sportiv voreingenommen und projizieren leicht industriekulturelle Muster in die Frühzeit zurück (WAHLQVIST 1979; WISCHMANN 1980). So steht ein kritisch-systematischer Vergleich noch aus. Immerhin wurde bei Untersuchungen zur frühen Neuzeit schon deutlich, daß sich die — von Fall zu Fall vorhandenen — Wettläufe und Pferderennen der dörflichen und bürgerlichen Gesellschaft in den Männervergleich (statt Zeitvergleich) einfügten, in den Wettkampf starker Männer (statt schneller Sportler). Zum Teil hatten sie zünftig-rituellen, karnevalistischen und Kuriositätencharakter wie die spielhaften Schäfer- oder die Dirnenläufe (SCHNEIDER 1968; TOMSCHIK 1971; SCHAUFELBERGER 1972).

Noch deutlicher ist der Kontrast der adelsständischen Exerzitien im Zeitraum vom

16. bis zum 18. Jahrhundert gegenüber dem späteren Geschwindigkeitssport. Die im Tanz und Figurenreiten zirkulierenden Körper, die Fechter, Voltigeure und Ballhauspieler waren auf Haltungen und Formen, auf Posituren und Choreographien, auf die figürliche Entfaltung im Raum ausgerichtet. Ihre Zeit war diejenige des Chronometrons oder Metronoms, das den Takt angab, nicht diejenige der Stoppuhr für die Leistungsergebnisse. Es wurde Maß gehalten, nicht ein Meßergebnis gesteigert.

So war es also ein kultur- und epochenspezifisches Muster, das im 18./19. Jahrhundert im Sport (und Tanz) neu erschien. Es war weder interkulturell selbstverständlich und universal noch „uralt“, „natürlich“ oder epochenunabhängig. Die soziale Zeit des Sports ist gesellschaftlich.

Wie aber ist der gesellschaftliche Charakter des zeitbetonten, vorwärtsdrängenden, Geschwindigkeiten messenden Sports im einzelnen zu deuten oder herzuleiten? Gern drängen sich hier technologische Erklärungen auf (vielleicht deswegen, weil sie dem mechanischen Wenn-dann-Charakter des Erklärens überhaupt entsprechen). Handelt es sich beim Sekundensport vielleicht um einen gewissermaßen automatischen Niederschlag der neuen Meßtechniken?

Schon die Tendenzen im Tanz, aber auch in Kampf- und Ballsport weisen aus, daß das technologische Argument nicht aufgeht; denn dort spielte die Uhr selbst keine treibende Rolle. Davon abgesehen behinderte nach dem Empfinden von Zeitgenossen eher das Fehlen angemessener Meßtechnik die Entwicklung der zeitbetonten Leichtathletik. Die Meßverfahren für Längen und Gewichte waren demgegenüber viel früher entwickelt. GUTSMUTHS mußte über den Mangel an brauchbaren Uhren klagen:

„Die Übung nach der Zeit findet darum Schwierigkeit, weil die gewöhnlichen Taschenuhren die kleinen Zeiteile gar nicht oder sehr ungenau angeben“ (GUTSMUTHS 1804/1970, 91).

Dennoch — trotz der technologischen Voraussetzungen — begann zum Beispiel in England das Messen von Geschwindigkeitsleistungen schon 200 Jahre *vor* derjenigen von Sportresultaten in Längen oder Gewicht. Nicht die Veruhrung war also — im Sinne des technologischen Arguments — Anstoß zur Zeitsportentwicklung, sondern eher umgekehrt stellt sich die Frage: Inwiefern war der Sport ein Beitrag zur Veruhrung der Gesellschaft oder auch — weniger direkt — ein dazu paralleler Ausdruck von Veränderungen der sozialen Zeit?

Dem konfiguralen Zusammenhang der sportiven Zeit läßt sich nachgehen, indem man andere gesellschaftliche Bereiche zum Vergleich heranzieht. Dazu bietet sich das Feld der militärischen Taktik an, die zur etwa gleichen Zeit wie die Sportkultur einschneidende Veränderungen erfuhr.

Die soziomilitärische Revolution von Korsika

In ganz Europa — nur für das frühindustrielle England sind Abstriche zu machen — dominierte noch der Absolutismus, die etatistische Sozialgeometrie des *Ancien*

Regime, die kunstvolle, geometrisch-exerzierhafte Kriegsführung der Lineartaktik, als in Korsika um die Mitte des 18. Jahrhunderts etwas Überraschendes geschah. Dort kämpften seit 1729 bewaffnete Hirten gegen genuesische und französische Truppen einen Kampf, der zunächst — als Kleinkrieg — nicht ganz ungewöhnlich war. Aber der „kleine Krieg“ rangierte im Rahmen des regulären, formalisierten Krieges nur als ein Randphänomen (KUNISCH 1973).

In den Jahren um 1755 aber nahm dieser Kampf eine neue Qualität an. Im Zusammenhang mit Versuchen im korsischen Volk, sich eine national-republikanische Verfassung und Selbständigkeit zu schaffen, erschien die neue Kampfform plötzlich nicht mehr nur als Notlösung. PASQUALE PAOLI, der General und Staatschef der Korsen, antwortete 1765 einem englischen Reisenden:

„BOSWELL: In Frankreich höre ich die Meinung, weil sie kein reguläres Militär haben, seien die Korsen nur als rebellische Banditen anzusehen.

PAOLI: Wir wollen keine regulären Truppen haben. Wir würden alsdann nur die Tapferkeit dieses oder jenes Regiments bemerken können. Jetzt aber ist bei uns jeder einzelne Mann wie ein ganzes Regiment“ (JEAN 1978, 95).

Tatsächlich gelang es den korsischen Milizen 1768, eine gelandete französische Armee von 15000 Mann zu schlagen, eine Truppe also, die seit der Zeit Ludwigs XIV. im Rufe stand, die bestorganisierte Armee Europas zu sein. Erst eine doppelt so starke französische Armee konnte im Jahr darauf die Milizionäre ins Innere der Insel zurückdrängen. Dabei war Verrat unter den Korsen im Spiel, deren Gesellschaft — bis heute — von der Herrschaft der Klans und von der Streitigkeit unter verschiedenen familienähnlichen Klientelen geprägt war. Der revolutionäre Schritt war jedoch getan: Die „irreguläre“ Volksarmee war zur Hauptstreitmacht erklärt worden. Der „kleine Krieg“ mit seinen zielgerichteten Vorstößen hatte sich gegenüber dem geometrischen Kriegsbild als überlegen gezeigt.

Obwohl Korsika mit seinem nationalrevolutionären Krieg und seiner republikanischen Verfassung möglicherweise einigen Einfluß auf die späteren französischen Revolutionäre hatte, beachtete die Weltöffentlichkeit das neue Kriegswesen zunächst noch nicht. (Auch die Forschung zeigt sich bis heute überwiegend unberührt: PARET 1977.) Allerdings veröffentlichte der französische Graf GUIBERT 1770 eine scharfe Kritik des zeitgenössischen Heerwesens. Unter Berufung auf das römische Vorbild und auf Friedrich den Großen von Preußen unterstrich er die Bedeutung „moralischer Kräfte“ und insbesondere der nationalpatriotischen Motivation als Triebkraft des Kampfverhaltens. Damit konfrontierte er die zeitgenössischen „Evolutionen“, die exerziermäßigen, geometrischen Formveränderungen auf dem Schlachtfeld, als größtenteils „falsch, überflüssig, ja selbst gefährlich“. Nur einfache, kriegsbezogene und schnelle Evolutionen sollten beibehalten werden. Vor allem aber sollten Märsche — also Fortbewegungsformen — und ähnliche Übungen an die Stelle der üblichen künstlichen Manöver treten. Auch die geometrischen Festungen seiner Zeit kritisierte GUIBERT als „zu methodisch“ und zu wenig offensiv: „Der Mut ist der eigentliche Wall der Festungen“ (GUIBERT 1772/1977, 73, auch 77–78, 127 u. a.).

GUIBERT bezog sich nicht direkt auf Korsika. 1769 hatte er jedoch dort am Kampf gegen PAOLIS Partisanen teilgenommen. Die „moralische Kraft“, von der er jetzt literarisch sprach, war dort zuerst im Volkskrieg erfahrbar gewesen.

Wenige Jahre später tauchte die militärische Innovation an einer ganz anderen Stelle ebenfalls auf und ließ sich nunmehr europaweit nicht mehr übersehen. Im nord-amerikanischen Unabhängigkeitskrieg entwickelten die aufständischen Siedler ab 1775 neue Bewegungsformen:

„Die Rebellen sind listig wie die Jäger. Sie erklimmen Bäume, kriechen auf dem Bauch wohl 150 Schritt vorwärts, schießen und gehen ebenso schnell wieder zurück. Sie machen sich Deckung von Ästen . . .“

so berichtete 1777 ein Engländer (HAHLWEG 1968, 32–33; siehe auch MILLIS 1958, 11–55). Auch hier war die neue Bewegungskonfiguration wieder manifest: Beweglichkeit und Irregularität, Vorstoßen und Schnelligkeit, „hit and run“. Die neue Zeitform korrespondierte mit einem neuen Raum: Auflösung der „Front“ und ihrer geometrischen Teileinheiten, Geländennutzung, Aktion aus der Tiefe des Kampfraums.

Daß die neue Kampfweise jedoch in Amerika nur als irreguläres Provisorium, als Notfall, angesehen wurde, zeigte sich in der Berufung F. W. VON STEUBENS. 1777 wandten sich die Rebellen an den deutschen General, damit er die aufständischen Truppen nach dem preußischen Reglement eindrille.

„Drauf! Drauf!“ und „Vorwärts!“

Im Gefolge der Französischen Revolution tauchte der neue Kriegertyp dann in Zentraleuropa auf. Der französische *Tirailleur* bewegte sich in geöffneter Ordnung. Die *Levée en masse* CARNOTS schuf 1793 dafür die sozialen Voraussetzungen. Jetzt erfuhr die Manövermethode der Lineartaktik ihren allgemein sichtbaren Zusammenbruch (DELBRÜCK 1920, 447–484; HAHLWEG 1968, 35–38; siehe aber auch, wenngleich zum Ruhme Preußens verzeichnend, DOEPNER 1975).

Allerdings war der politische Zusammenhang der neuen Kriegerbewegung schon in dieser frühen Phase nicht eindeutig. In der *Vendée* traten 1793–1796 die Krieger der Konterrevolution, die aufständischen royalistischen Bauern, in entsprechenden Formen auf. 1798 in Irland waren es hingegen wieder Revolutionäre, sozialoppositionelle Bauern und nationalrevolutionäre „United Irishmen“, die – inspiriert durch die Französische Revolution und durch den Republikanismus von WOLFE TONE – den irregulären Krieg in verschiedenen Provinzen begannen. Dann wandte sich der Volkskrieg gegen die französischen Armeen: 1808 bis 1814 bei den Guerillas in Spanien, 1809 im Tiroler Freiheitskampf und bei Insurrektionsversuchen in Deutschland sowie 1812 in Rußland (HAHLWEG 1968; HEITZER 1959; HELMERT/USCZEK 1976). Die dezentrale und auf Bewegung abgestellte Raum-Zeit-Konfiguration des neuen Kampfes charakterisierte ein Kriegsteilnehmer der französischen Seite in Spanien:

„Überall tauchten Guerilla-Banden auf; wo wir nicht waren, da waren sie — wo wir hinkamen, da rückten sie aus — wo wir ausrückten, da trafen sie ein . . .“ Sie „waren überall und nirgends“, sie bildeten „nie einen materiellen Mittelpunkt . . .“, in dem man sie hätte angreifen und vernichten können“ (HAHLWEG 1968, 42).

Für die Deutung der neuen Phänomene wichtig ist es, daß sie weder auf revolutionäre noch auf konterrevolutionäre Aufständische beschränkt waren. Auch in den stehenden Armeen des Ancien Régime gerieten die Bewegungsformen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in die Krise, und man suchte nach neuen Lösungen. GUIBERT war nicht der einzige Reformator. 1797 kritisierte G. H. VON BERENHORST nicht nur die Manöverkunst als mechanisch, sondern er stellte die Brauchbarkeit der zeitgenössischen Kriegs-„Wissenschaft“, jede Regelbildung und Berechnung des Krieges überhaupt in Frage. Ihr setzte er die „unbekannten, also unlenkbaren Modifikationen der Seele“ entgegen. „Drauf! Drauf! . . . das ist der Kern, die Quintessenz der ganzen praktischen Kriegskunst“ (JÄHNS 1889/1891, III, 2121—2133).

„Drauf! Drauf!“ und „Vorwärts!“ — nach solchen Mustern versuchten die preußischen Heeresreformer nach 1806 die Innovationen in das offizielle Kriegs- und Militärkonzept einzufügen. 1813 wurden freiwillige Jägerdetachements, Landwehr und Landsturm, aufgestellt, die vom Exerzieren zur geöffneten, tirillierenden Kampfform übergehen sollten. Allerdings blieb vieles davon auf dem Papier — nicht zuletzt aus Furcht vor drohenden sozialen Konsequenzen.

Das JAHNSche Turnen war zum Teil — unter anderem über „Lützows wilde verwegene Jagd“ — direkt, zum Teil indirekt mit solchen Initiativen verbunden. Vor allem aber folgte es denselben konfiguralen Mustern: „Kraft“ und „innere Begeisterung“, „Beweglichkeit“ und „Lebendigkeit“ wurden der „Dressur“ und der „Steifheit“, dem „Commando“ und dem „Marionettenspiel“ entgegengestellt (Zitate bei STEINS 1978, 21—22; SCHRÖDER 1967).

Allerdings vollzog sich die Veränderung zum neuen Kriegsbild (und zu den neuen Körperübungen) weder kontinuierlich, noch verschwand das Exerzieren in diesem Umbruch vollständig. Zwar verlor es allmählich auf dem Schlachtfeld seine Bedeutung als praktischer Gefechtsdrill. Aber die Restaurationszeit des 19. Jahrhunderts stellte das Exerzieren auf dem Kasernenhof wieder her. Dort wurde es jetzt, abgetrennt von der Bewegungsweise im realen Krieg, mit neuen pädagogischen Aufgaben befrachtet und bis ins 20. Jahrhundert als Instrument von Disziplinierung, Gehorsamkeitsschulung und „Manneszucht“ erhalten. Parallel dazu vollzog sich auch im außermilitärischen Turnen die Rückentwicklung auf das Geräteturnen und auf die exerziermäßigen Freiübungen, die Restauration des Positionellen und des Zirkulierenden.

Aber von solchen zeitweilig rückläufigen Bewegungen wurde die gesellschaftliche Vorwärtsbewegung insgesamt nicht aufgehalten. Um 1900 erhielt die industrielle Vorwärtsdynamik einen neuen Schub. Sport und Krieg, Automobil und die Geschwindigkeit als solche wurden zu Leitbegriffen, zum Beispiel im italienischen Futurismo (bei MARINETTI und anderen Autoren). Daß dies in den Faschismus ein-

mündete, war nicht abwegig. Reichsautobahn und VW, Panzerbewegung, Blitzkrieg und olympischer Erfolg konnten als verschiedene Seiten ein und desselben erscheinen: „Dromokratie“ (VIRILIO 1980), Herrschaft der Fortbewegung.

Ideen, Interessen, Körper

Die parallelen Entwicklungen der sozialen Zeit in den Leibesübungen und im Kriegswesen — das wettlaufende „Fortschreiten“ einerseits, das „Vorwärts! Drauf! Drauf!“ andererseits — werfen einige Interpretationsfragen neu auf. Bisher war es üblich, solche Phänomene fachimmanent und isoliert — zum Beispiel sporthistorisch oder militärhistorisch — zu deuten. Zweifel sind angebracht, inwieweit von solchen Versuchen weiterhin etwas zu erwarten sei.

Die bisherigen Erklärungsversuche bewegten sich in der Regel — sieht man vom technologischen Argument ab — in zwei miteinander im Streit befindlichen Paradigmen: in der Rückführung auf Ideen oder auf Interessen. Die ältere und verbreitetste Konvention ist es, die Konzepte der neuen Leibesübungen der Volksbewaffnung und des revolutionären Kriegs als *Ideen*, als Theoriegebäude oder Theorieelemente, zurückzuverfolgen. Solche geistesgeschichtlichen Überlegungen bewegen sich zumeist an Literatur entlang, die auf ihre bewußte philosophische Aussage hin analysiert wird. Von den neuen Körperübungen des 19. Jahrhunderts (Turnen/Sport) kommt man so über JAHN, über GUTSMUTHS und die übrigen Philanthropen zurück zu ROUSSEAU, zu den Aufklärern, gern auch zu JOHN LOCKE. Die ideenhistorische Linie der neuen Kriegskunst führt über SCHARNHORST, GNEISENAU und die anderen preußischen Reformer, über CLAUSEWITZ und andere Theoretiker des Volkskriegs zu den Militärschriftstellern der Französischen Revolution, zu FRIEDRICH DEM GROSSEN und vielleicht gar bis zu den Oraniern im frühen 17. Jahrhundert.

So einleuchtend die Ideenhistoriker in mancher Hinsicht verfahren, so ungeklärt bleiben dabei doch einige Fragen. Zum einen führt das geschichtliche Rückverfolgen einzelner Ideen oder Ideenstränge dazu, daß die epochalen Veränderungen und Strukturbrüche eher verundeutlicht statt erhellt werden. Wenn die Fäden von JOHN LOCKE bis JAHN oder von den Oraniern bis zum revolutionären Krieg des 19. Jahrhunderts durchlaufen, werden die Scheidelinien verwischt statt herausgearbeitet. In der politischen Historiographie entspricht dem die verbreitete Zusammenbindung der englischen Revolution mit der (epochal grundverschiedenen) französischen unter den Ideen der parlamentarischen Repräsentation.

Zum zweiten stellt sich bei dem reichlichen Angebot literarischer Ideen stets die Selektionsfrage: Warum wurde gerade diese und nicht eine andere Idee zur gesellschaftlichen Praxis? Die Auswahl unter den Ideen — vielleicht sogar ihre Produktion selbst — ist nicht autonom, sondern verweist auf andere, gesellschaftliche Faktoren.

Zum dritten schließlich steht und fällt das ideengeschichtliche Deutungsverfahren mit einer anthropologischen Annahme: der Mensch sei kopfgesteuert. Aber sind es tatsächlich Ideen, die die Handlungen der Menschen oder auch die historischen Veränderungen gesellschaftlich-kollektiven Handelns bestimmen?

Von der ideengeschichtlichen Deutung führt der Weg weg, wenn man nach den sozialen und ökonomischen *Interessen* hinter den literarischen Äußerungen fragt. Und die Antwort heißt in der Regel: Selektiert oder strukturiert wurden die militärischen und gymnastisch-turnerischen oder sportiven Ideen durch das Interesse des aufsteigenden Bürgertums. Die „bürgerliche Revolution“ bildet den Hintergrund des neuen Kriegsbilds und Übungsverhaltens und erlaubt so auch — als „Revolution“, d. h. Strukturveränderung — eine schärfere Bestimmung des Bruchs und der Innovation.

Nicht völlig behoben ist damit — neben einer Reihe empirischer Probleme und Unvereinbarkeiten (EICHBERG 1978, 242–256) — jedoch das anthropologische Problem. Interesse kann zwar auch als im alltäglichen Vollzug habitualisiert und ins Unterbewußte abgesunken verstanden werden. Aber der Begriff assoziiert doch eine irgendwie rationale Zweck-Mittel-Kalkulation: Der Bewegungskrieg ist für das Bürgertum ein passendes Instrument, mit dem es . . . Oder: Die bürgerlichen Leibesübungen im Kontrast zu den adelsständischen wurden entwickelt, um zu . . . Die These von der Interessensteuerung des Verhaltens hebt also den ideengeschichtlichen Ansatz nicht ganz auf: Der Mensch bleibt kopfgesteuert.

Erst in jüngster Zeit zeichnen sich — allerdings vorbereitet durch ältere „Widerspiegelungs“-Hypothesen — sozialwissenschaftliche Verfahren ab, auch diese Vorannahme auszuräumen. In der Zivilisationstheorie von N. ELIAS sind es ungeplante langzeitliche Prozesse, die dazu führen, daß sich Schamsschwellen aufbauen und sich Körper formalisieren, Triebe kontrolliert, Sozialkontakte regularisiert und pazifiziert werden, sich die soziale Zeit des Umgangs miteinander vernetzt und verdichtet. Die historische Verhaltensforschung (A. NITSCHKE) macht eher auf epochal sich verändernde Körper-Zeit-Konfigurationen aufmerksam, die das Verständnis gerade fremdartiger Kulturen erleichtern mögen. Die strukturelle Analyse der sich wandelnden Wissens- und Machtkonfigurationen (M. FOUCAULT) läßt eine Ökonomie des Körpers unter dem panoptischen Blick der Macht erscheinen, seine Parzellierungen in Raum und Zeit, seine Disziplinierungen, Überwachungen und Selbstdisziplinierungen.

Gemeinsam ist solchem Neubedenken, daß gegenüber den Ideen und Interessen die *Körper* ernster genommen werden — dies jedoch nicht in naturalistischer Deutung, sondern die Körper erscheinen als gesellschaftliche. Das Gesellschaftliche der Körper aber liegt nicht mehr allein in ihrer Instrumentalisierung oder ihrer „Bedeutung“, sondern in ihren Bewegungen und Mustern selbst.

Was heißt das für die — militärischen oder sportiven — Vorwärtsbewegungen von 1800?

Der Geschwindschritt und der vorwärtsgerichtete Marschall

Tatsächlich lassen sich auch die Veränderungen im Zeitalter der Revolutionen auf einer körpergeschichtlichen Ebene beschreiben, die die Deutung von Ideen oder Interessen her als eher sekundäre Rationalisierungen erscheinen läßt. Zwei Phänomengruppen können das anschaulich machen: der Marschschritt und das Schlachtenbild.

Der Gleichschritt als Bestandteil des Massenexerzierens war — mag man auch über seine Ursprünge im 16. oder erst im 17. Jahrhundert im einzelnen noch im Zweifel sein — ein charakteristisches Merkmal der sozialgeometrischen Bewegungsform in der Exerzitien-Ära (DELBRÜCK 1920, 181—182; SCHWENK 1965; ROBERTS 1967, 219; WENDORFF 1980, 264, 356). Der Trommelschlag unterwarf — wie das Chronometron in Tanz- und Reitkunst — die Zeit des Gehens einem abgezirkelten, uniformen Maß, dem „Tempo“ als Takt. Das Neue der Wende um 1800 lag zum Teil (aber nur zum Teil) darin, daß dieses exerziermäßige Gehen plötzlich als „unnatürlich“ und dysfunktional empfunden wurde; D. H. VON BÜLOW, einer der militärischen Reformautoren in Preußen, schlug 1805 vor, den Gleichschritt ganz abzuschaffen. Zugleich lief aber noch ein anderer Prozeß: die Beschleunigung des Marschtritts. Während man beim Waffendrill schon früh einen gewissen Nachdruck auf die Schnelligkeit der Bewegungen gelegt hatte, war der Marsch lange Zeit hindurch sehr langsam gewesen. Die Gevierthaufen der Landsknechte taten etwa 60 Schritte in der Minute; das war auch noch der „ordinaire Schritt“, den der Fürst LEOPOLD I. von Anhalt-Dessau (1676—1747) für die Fußtruppen zugrundelegte. Im 18. Jahrhundert beschleunigte sich dies. Die Infanterie FRIEDRICHS II. von Preußen bewegte sich bereits mit 75 Schritt pro Minute, was aber — verglichen mit späteren Geschwindigkeiten — noch maßvoll und gravitatisch war. Dem preußischen General VON SALTERN, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als entschiedener Repräsentant des geometrischen Exerzierens galt, schrieb man — ironisch — den Ausspruch zu:

„Zwar ist es vorgeschrieben, 75 Schritt in der Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 76 Schritt in der Minute doch noch besser sei“ (JÄHNS 1889/1891, III, 2531).

Um 1780 kam für die „Evolutionen“ des Exerzierens der *Deployir*-Schritt mit dem Tempo 108 auf, das dann auch auf den Parademarsch übertragen wurde. 1817 legte FRIEDRICH WILHELM III. von Preußen eine Auswahl von Märschen für seine Truppen fest. Sie bestanden einerseits aus langsamen zu 80 Schritt (wie Torgauer, Hohenfriedberger und Dessauer Marsch); was also 50 Jahre zuvor noch über dem Normalschritt gelegen hätte, galt jetzt bereits als feierlich-langsam (später so genannter Präsentiermarsch). Die Geschwindmärsche zählten bereits 114 Schritt (wie der Marsch des Yorkschen Korps und der Pariser Einzugsmarsch); dies waren die später so genannten Defilier- oder Parademärsche der Fußtruppen. In Österreich unterschied man um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen ordinären Schritt von 90—95, einen Manövrierschritt von 105—108 und den schnellen oder Doublierschritt von

120. Bei Truppenparaden zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde gelegentlich auch der Laufschrift des *Tempo* 160–170 befohlen. In den deutschen Armeen des 20. Jahrhunderts schließlich blieb der Normalschritt beim *Tempo* 114 stehen.

Man kann also für den „ordinären“ Schritt der Soldaten zwischen dem frühen 18. und dem 19. Jahrhundert annähernd eine Verdoppelung feststellen. Nimmt man die Entwicklung zum Schnellschritt, so kommt man sogar fast auf eine Verdreifachung der Schrittgeschwindigkeit. Im Militärschritt vollzog sich also etwas, das dem gleichzeitig sich anbahnenden sportiven Wettlauf nicht unähnlich war, ebenso aber auch dem neuen *Tempo* des Walzers entsprach. Überhaupt zeigt die Musikgeschichte — mit Marsch und Walzer als zwei Leitformen — im 18. und frühen 19. Jahrhundert eine ausgeprägte Verstärkung von Zeitdynamik und Geschwindigkeit. Wo in der Barockmusik im Zeitalter J. S. BACHS gewissermaßen räumlich-architektonisch komponiert wurde, „fortspinnend“ und rücklaufend, kaleidoskopisch und nach dem „Baugesetz“ der Fuge, da entfaltete sich die Musik in der Zeit BEETHOVENS gerichtet und vorwärtsdrängend, mit gesteigerter Geschwindigkeit und schnellen, akzentuierenden Tempowechseln (WENDORFF 1980, 256–266, 350–357).

Die räumliche Umordnung, die mit der gerichteten Zeit einherging, wurde im gemalten Bild vom Krieg sichtbar. Vom 16. bis ins 18. Jahrhundert hatte sich ein Blick auf die Schlacht aus der Vogelschau herausgebildet: In geometrischen Formen oder Blocks bewegten sich die Formationen um- oder gegeneinander. Kupferstiche in den Kriegsbeschreibungen des 17. Jahrhunderts (PUFENDORF u. a.) oder in MERIANS „*Theatrum Europaeum*“ fanden dafür die gültige Form.

Spätestens in den Revolutionskriegen und den napoleonischen Kriegen wurde diese Sicht nicht mehr als angemessen empfunden. Paradoxerweise war es genau der Zeitpunkt, da sich mit der neuen Ballontechnologie die Vogelschau tatsächlich technisch verwirklichen ließ. Aber statt dessen rückte nun der Blickpunkt der üblichen Darstellung markant aus der Höhe hinab in eine niedrigere Optik. Jetzt zeigte das Schlachtgemälde aus der Augenhöhe des Soldaten ein Panorama aufeinandertreffender Bewegungen.

Zwei Varianten entwickelten sich dabei zu Standards der Schlachtenmalerei: In der einen prallten die Bewegungen zweier Kriegsparteien von rechts und links her im Bild scharf aufeinander. Das entsprach der Konfiguration, die zur gleichen Zeit im politischen Leben dominant wurde, dem Kampf zwischen „Rechts“ und „Links“ seit 1789 (und zugleich dem Boxen als *dem* industriegesellschaftlichen Kampfsport). — In der anderen eröffnete sich aus der niederen Perspektive der Einblick in eine zielgerichtete Bewegung nur einer einzigen militärischen Partei. Pfeilförmig schoß oder wie ein Sturm fegte die Truppe über das Bild und geriet damit bildstrukturell in die Nähe jener schon beschriebenen Pferderenn- und Wettruderbilder aus der gleichen Zeit. In französischen Historienbildern etwa von NEUVILLE (1835–1885) oder DETAILLE (1848–1912) wurde dies später noch fortgeführt (CHABERT 1979, HUMBERT 1979, TRANIÉ/CARMIGNIANI 1978, 1979 und 1980). In Deutschland entsprachen dem die populären Bildbände über die Befreiungskriege (REIMER 1906/1915).

In den Bildern der einen Seite schritt oder ritt NAPOLEON richtungweisend von einer Bildkante zur anderen. In denen der anderen Seite war die „volkstümlichste“ Gestalt der Feldmarschall BLÜCHER. Die Bilder zeigten ihn in der Regel, wie ihn auch sein Name konfigural charakterisierte: als „Marschall Vorwärts“, auf dem Weg zielgerichteten Fortschreitens.

Fort-Schritt zur Freiheit

Wenn der erfolgreiche Feldherr im „Volksmund“ (was immer das sei) rühmend zum Marschall Vorwärts wurde, so verwies das auf eine Bewertung der neuen Konfiguration, die ihren Aufschwung begleitete und charakterisierte: *Faszination*. Faszinierend war für die anbrechende Industriegesellschaft die Zeitdynamik militärischer Vorwärtsbewegung. Faszinierend war der Wettlauf und wurde der Sport als zeitbentonte Eroberung des Raums. Die Vorstellung von „Freiheit“ verband sich mit den stromlinienförmigen Körpern, die in den offenen Horizont hineinstrebten. „Vorwärts — Hinan!“ hieß es bei GOETHE, „die Welt zu befreien!“; „der Freiheit Rennlaufbahn“ beschworen die JAHNSchen Turner.

Einen klassischen — stilgeschichtlich gesagt: neobarocken — Ausdruck fand die Kombination aus Freiheit und Vorwärtsstreben, aus Totalisierung des Kriegs und Ausrichtung der Körper im Relief des *Arc de Triomphe*. In den 1830er Jahren ließ FRANÇOIS RUDE dort den Kriegsgeist über den Freiwilligen von 1792 die Richtung weisen. Er illustrierte so, was — „Marchons! marchons!“ — die Marseillaise auf die Melodie des Marsches und Sturmlaufs gebracht hatte.

Die bewegten Körper machten sichtbar, was zur gleichen Zeit auch in der philosophischen und politischen Terminologie Form annahm: den *Fortschritt*. In Deutschland hatten sich seit 1750 Begriffe wie Progression, Fortgang, Fortschreiten und Fortschritte (im Plural) ausgebreitet, aus denen der Fortschrittsbegriff im Singular hervorging. Erst um 1800 wurde er zu *dem* Fortschritt schlechthin, einem Kollektivsingular, der nun die Geschichte der Völker zu überwölben begann (KOSELLECK 1975). Lineare Richtung, Beschleunigung und Aufwärtsbewegung (Aufholen, Einholen, Überholen) — das waren aber nicht nur sportive Beschreibungen für den Geschichtsprozeß, es wurden zugleich politische Bewertungen und Aktionsvorstellungen. Zwischen der Französischen Revolution und dem Vormärz formierte sich eine „Partei der Bewegung“, die sich zugleich als „die Linke“ verstand, als „der Progrefß“ oder „die Fortschritts-Männer“, wie ROBERT BLUM 1847 „das Heerlager des Fortschritts“ betitelte. Zeitschriften wie LOUIS BLANCS „Revue du Progrès“ 1839 oder „Der Fortschritt“ 1848 erschienen. Später knüpften die Sozialisten daran mit Zeitungstiteln wie „Vorwärts“ und „Avanti“ an.

Die Ideengeschichte hat sich bisher damit schwergetan, die Entstehung dieser neuen politischen und philosophischen Begrifflichkeit zu deuten oder auch nur präzise zu beschreiben. Deutlich gemacht hat sie, daß es sich um einen quasi-religiösen Hoffnungsbegriff handelte, der um 1800 breitenwirksam wurde (GÖRRES 1798: „Ich glau-

be an ein immerwährendes Fortschreiten der Menschheit zum Ideale der Kultur und Humanität.“) Aber welche Merkmale ihn auszeichneten und wie gerade diese sich in den Gehirnen entfalten konnten, blieb offen (RITTER 1972).

Vielleicht ist es die Fixierung auf Philosophien und Literaturen, die dabei den Blick eher verstellt als eröffnet hat. *Theoriefixiert* hat man die *Körperlichkeit* des Begriffs nicht ernst genommen. Fortschritt, das war tatsächlich das Fort-Schreiten und Wettrennen der Körper, das war die Faszination der Stromlinienförmigkeit und des Zeitgewinns. Dabei haben „Fortschritts-Männer“ der Frühzeit selbst oft genug die körperlichen Aspekte der neuen Kategorien veranschaulicht. Eine demokratische Schrift von 1849 erläuterte die Lage unter Hinweis auf eine Statue in Berlin:

„Vor dem Residenzschlosse daselbst stehen zwei Rosselenker in Bronze. Eines dieser Standbilder stellt ein feuriges Roß dar, welches vorwärts will, während der Mann, der es am Zügel hat, nach rückwärts strebt und das Roß zurückdrängen will. Das Roß ist das Volk, das Volk mit Zaum und Decke, die Fortschrittspartei, oder wie man sie nennt, das Wühlertum. Der Mann ist die Reaktion, der Rückschritt; derjenige, welcher dem Fortschritt entgegenstrebt, der das bäumende Roß oder Volk dressiert, zügelt, ihm die Sporen oder die Peitsche gibt, kurz es ist ein Reaktionsär“ (WANDER 1850, 85).

Der Kontrast zwischen dem Vorwärtsdrängen des (Renn-)Pferds und der Dressur wurde hier politisch als der Widerspruch zwischen Fortschritt und Rückschritt, zwischen „Linken“ und „Rechten“ gesehen. Allzu lange hat man dergleichen nur als eine luftige Metapher behandelt und statt dessen „das Eigentliche“ in den Inhalten gesucht. Das wird sich möglicherweise als ein — charakteristischer — Irrtum erweisen. Denkmöglich wird es jedenfalls, das Denken — im wahrsten Sinne des Wortes — vom „Kopf“ auf die „Füße“ zu stellen: der Sport und Wettlauf als der reale Kultus in der um 1800 anbrechenden Industriekultur und „der Fortschritt“, „das Wachstum“, „die Entwicklung“ als die dazu sinnstiftenden Mythologeme?

Der „Wettlauf der Völker“

Neben der Faszination der neuen Bewegung hatte diese jedoch von Anfang an auch ganz andere Seiten, nämlich solche der Unterwerfung. Den Arbeitern, die im 18. Jahrhundert in die Fabriken zu strömen begannen, trat die soziale Zeit der Industrie als ein Fremdes gegenüber: als die Uhr, die ihre Bewegungen, ihren Zu- und Abgang kontrollierte und normierte. Statt der Faszination des Fortschritts nach der Stoppuhr erschien also in dieser Situation die Uhrzeit als *Disziplinierung* (THOMPSON 1973). Ähnlich erlebten es die Soldaten in den Kasernen, die Kindern in den Schulen, die zu Bestrafenden im großen „Gefängnisarchipel“ der industriellen Einsperung (FOUCAULT 1977).

Die Disziplinierung als solche war dabei nicht neu. Sie entstammte dem Zeitalter der Sozialgeometrie, ebenso wie die dafür gemauerten Formen: Kaserne und Manufaktur, Schule und Zuchthaus. Neu war aber die Temporalisierung der Kontrollmechanismen, etwa die Schaffung der schulischen Jahrgangsklassen, die Einführung von Jahreszeugnissen und die regelmäßigen Leistungskontrollen von den Moralpro-

tokollen BENJAMIN FRANKLINS und den Meritentafeln der Philanthropen bis zu den Klassenbüchern und Leistungszeugnissen des 19. Jahrhunderts. Es war nicht verwunderlich, daß für solche Disziplinierungen jetzt das Bild der Vorwärtsbewegung auf der „Laufbahn“ verwendet wurde, so in K. F. BAHRDTS Beschreibung eines Philanthropins und seines Meritenrechnungswesens 1776:

„Worin besteht die Laufbahn, die unsere Philanthropisten durchwandern müssen, ehe sie ihr vorgestecktes Ziel erreichen? Wir wollen von jedem Orden besonders handeln. Der Orden des Fleißes hat hundert Stufen und jede Stufe ist wiederum in fünfzig kleinere Schritte abgeteilt. Wir nennen die ersten Punkte und die letzteren Billets (. . .). Jede Stufe wird mit einem Punkt auf der Meritentafel bemerkt, und jeder kleinere Schritt wird durch ein Billett angedeutet, deren ein Schüler fünfzig haben muß, ehe wir ihm einen Punkt auf der Tafel zusetzen“ (RUTSCHKY 1982, 538).

Der Wettlauf um die Leistungsmarken vollzog sich also in ähnlichen Formen wie der Lauf, zu dem GUTSMUTHS zur gleichen Zeit die Schüler um die Uhr und um tabellarisch erfaßte Ergebnisse antreten ließ. Der Faszination trat damit — in der Verselbständigung des Ergebnisses, des Leistungsergebnisses, des Produkts — etwas anderes an die Seite, das auch als Zwang empfunden werden konnte: die *innere Kolonisierung*.

Die innere Kolonisierung blieb nicht nur eine innere. 1872 malte der amerikanische Künstler JOHN GAST das Bild „Amerikanischer Fortschritt“. Es zeigt dieselbe Konfiguration wie RUDES Relief am *Arc de Triomphe*: Von rechts nach links im Bild bewegt sich im Laufschrift eine antikisierende Allegorie in flatternden Gewändern, zugleich selbst bewegt und andere bewegend. Doch die Bewegung ist hier nicht allein eine militärische. Am linken Bildrand verschwinden, zurückgedrängt, wilde Tiere und Indianer. Ihnen folgen, das Gewehr im Anschlag, Fährtenmacher, Pioniere und Siedler im Planwagen. Weiter zur Rechten sieht man Bauern pflügen, die Eisenbahn dampft als Strich ins Land hinein, und ganz im Osten entfalten sich die urbanen Lebensformen Amerikas. Der Krieg geht über in die Produktivierung. Der industrielle Wettlauf gerät zum Wettlauf der Völker, zur Verdrängung und Vernichtung der „Unproduktiven“ durch die „Produktiven“ (EICHBERG 1981).

Das Bild vom „Amerikanischen Fortschritt“ illustriert, was schon 1824 THOMAS JEFFERSON auf den Begriff gebracht hatte:

„Lassen wir einen philosophierenden Beobachter vom Gebiet der Wilden der Rocky Mountains nach Osten bis zu unserer Küste reisen. Er wird feststellen, daß die Wilden im ältesten Stadium der Gemeinschaft leben, von keinem anderen Gesetz wissen als von dem der Natur und nur das Fleisch und die Haut der wilden Tiere kennen, um sich zu nähren und zu bekleiden. Die Indianer an unseren Grenzen jedoch sind mit Landwirtschaft und der Zucht von Haustieren beschäftigt, die ihre Jagdbeute ergänzen. Danach kommen unsere eigenen Bürger, die Pioniere des Fortschritts der Zivilisation, und so wird er auf seiner Wanderung alle Schattierungen des Fortschritts antreffen, bis er schließlich in unseren Hafenstädten auf das am weitesten fortgeschrittene Stadium trifft. Das entspricht einer Reise durch die Zeit, dem Fortschritt des Menschen vom Beginn der Schöpfung bis zum heutigen Tage“ (PEARCE 1953, 155).

Im Namen „der Zeit“ und „des Fortschritts“ wurden hier die Völker klassifiziert und auf einer Zeitachse angeordnet. Ihre *äußere Kolonisierung* wurde als „Wettlauf“ begriffen — eine neuartige Vorstellung (und Praxis), die nur in einer wettlaufenden Gesellschaft als sinnvoll verstanden werden konnte. Für HERDER (1784) war schon die ganze Geschichte der Völker ein Wettlauf, allerdings „ein Wettlauf zur Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde“ (WENDORFF 1980, 333). Der Evolutionismus des 19. Jahrhunderts hingegen machte die Produktivität und Technologie zum Maßstab des Fortschritts „im Wettlauf der Entwicklung“ (MORGAN 1908).

Damit wurde die Mythologie vom Wettlauf zum weltweiten Kolonisationsfaktor. Die stromlinienförmigen Körper auf der Rennbahn waren nicht nur faszinierend, sondern sie wurden zum Muster einer produktivistischen Expansion. Ihre eindimensionale Zeit wurde zu *der* Zeit der Geschichte. Der Wettlauf der Völker wurde für einige von ihnen — Indianer, Zigeuner — zur Industrie des Verschwindens.

Ist die weibliche Zeit anders?

Die Kolonisation betraf noch eine andere Gruppe. Die Fortbewegungen des Wettläufers, des Soldaten und des Kolonisators hatten nämlich etwas gemeinsam: Sie waren nicht geschlechtsneutral. Es waren Männer, die zuerst auf diese Weise gegeneinander antraten — war das ein Zufall? Es waren Frauen, die erst mit erheblicher Verzögerung auf dem Feld des Geschwindigkeitssports (und des Militärs) zu konkurrieren begannen — hatte das etwas zu bedeuten?

Nachdem eine bürgerliche Frauenbewegung nunmehr seit etwa einem Jahrhundert versucht hat, die Gleichheit der Frau auf diesem (nicht von ihr gewählten) Feld, gewissermaßen die Gleichheit der Frau vor der Zeit, zu beweisen, und sich damit zugleich auf die Wettlaufbahn begab, sind in der neuesten Auseinandersetzung um die soziale Zeit Stimmen einer anderen Frauenbewegung zu vernehmen. Die Frau erfahre, so heißt es da, ihre Zeit anders als der Mann. Teils zyklisch, teils irregulär, ist die weibliche Zeit von Monatsregel und Menopause, von Schwangerschaft und Stillzeiten bestimmt. Die lineare, abstrakte Zeit ist von dieser realen, sozial gelebten Zeit nicht nur allgemein abgehoben. Sondern sie ist geschlechtspolitisch: Sie ist die Zeit des Mannes. Die Zeitbrüche und Identitätsveränderungen der Frau setzen sich scharf gegen die relative Kontinuität männlicher Fruchtbarkeit ab — und damit auch gegen die Zeit des Sports und der Industrie:

„Das kontinuierliche Prinzip männlicher Fruchtbarkeit und die lineare Zeit der modernen Industriegesellschaft entsprechen einander, während die Zyklizität der weiblichen Fruchtbarkeit Frauen in den Bereichen benachteiligt, die durch lineare Zeit strukturiert sind . . . Wie verkraften Turnerinnen, daß ihre Pubertät hormonell verschoben wird, wie verkraften Sportlerinnen ihre Zurichtung mit Hilfe der Pharmaindustrie auf die Bedingungen männlichen Leistungssports?“ (HARDACH-PINKE 1982, 194—196).

Die innere Kolonisierung der Arbeiter, Schüler und Inhaftierten, die äußere Kolo-

nisation der nichteuropäischen Völker und die Kolonisierung der Frau greifen also im Zeichen der sozialen Zeit ineinander.

Eine neuere Forschung zur „Männergeschichte“ hat sich darauf bezogen: Die lineare Zeit der Industrie ist eine solche des Mannes — und doch auch zugleich dessen Problem. Aber darin schlägt sich wohl bereits eine neue Problemerkennung nieder, die die älteren Horizonte der industriellen Zeitbewertung überschreitet (KISELBERG 1979, 96—127; auch SØRENSEN 1982, 90—92).

Streß, Exterminismus, Stau

Befreiung oder Kolonisierung, Faszination oder Unterwerfung — das waren zwei Seiten der sozialen Zeit im industriegesellschaftlichen Wettlauf. Beides kann man noch heute nachvollziehen. Und doch könnte es sein, daß sie in neuesten Erfahrungen aufgehoben werden, in Erfahrungen der temporalen *Selbstkolonisierung* und ihrer *Absurdität* oder auch: im *Stillstehen* der Körper.

Schon eine ältere Kulturkritik hatte — seit den Anfängen der Industriekultur — die Dialektik von Zeitgewinn und Zeitverlust angerissen. Sie bezog sich auf

„jenes unaufhörliche, rastlose Treiben und Streben nach neuen Unternehmungen, Arbeiten, Planen — das sich jetzt eines großen Teils des menschlichen Geschlechts bemächtigt hat. Das Zeitalter bringt es mit sich, der Luxus erregt und erfordert dieses alles. Daraus entsteht nun jene unaufhörliche Regsamkeit, die endlich alle Empfindlichkeit für innere Ruhe und Seelenfrieden zerstört, den Menschen nie zu dem Grade von Nachlaß und Entspannung kommen läßt, der zu seiner Erholung unumgänglich nötig ist, und seine Selbstconsumtion auf eine schreckliche Art beschleunigt“ (KRAHMER 1799, 67).

Damit war jene epochale Wende bezeichnet, in der — gegen Ende des 18. Jahrhunderts — die Oberschicht der Gesellschaft von der Demonstration der Muße zu einer neuartigen Demonstration von Zeitknappheit überging. Während noch der frühkapitalistische Kaufmann durch ruhigen, gemessenen Gang seine Würde körperlich vorgezeigt hatte, wurde nun Rastlosigkeit zum Prestigemerkmal. An Tagebüchern, Briefen, Lebensbeschreibungen und Nachrufen von Kaufleuten des späten 18. Jahrhunderts läßt sich zeigen, wie die „rastlose vorwärtsstrebende Tätigkeit“ und „Anspannung aller Kräfte“ zugleich gerühmt und beklagt wurde (NAHRSTEDT 1972, 162—163).

So ist es bis heute geblieben. Statistische Freizeituntersuchungen zeigen, wie Führungsschichten der Industriegesellschaft, die ihre Arbeitszeit selbst bestimmen können, diese zuungunsten der Freizeit ausweiten; genau diese Gruppe ist es, die über einen Mangel an Freizeit klagt (ANDREAE 1970, 96—108). Die Klagen der Kulturkritik spiegelten vielfach diese Mischung aus Trauer und Stolz über den Verlust der Zeit.

Gilt das noch so für die gegenwärtige Kulturkritik der Zeit? „Zu hoher Streß an Schulen?“: 60 Prozent aller Bundesbürger seien über schulischen Leistungsdruck besorgt, meldeten im November 1979 Lokalzeitungen (nach dpa). „Streß“ wird immer mehr zum Thema der Psychologie, die sich aber mit einer präzisen Beschrei-

bung des Phänomens schwertut (NITSCH 1981). Schule, Arbeit und Sport als besondere Streßbereiche, „Leistung“ und „Zeitdruck“ als konfiguraler Zusammenhang — hat sich im Streß die frühindustrielle Faszination und „Spannung“ der Zeit ins Krankmachende gewendet?

„Entspannung“ wird statt dessen zum Stichwort für eine ganze Gattung neuer Körperkulturformen. Jenseits des Sports mit seiner Leistung, Spannung und Geschwindigkeit verbreiten sich seit zehn oder 15 Jahren meditative, vielfach ostasiatisch inspirierte Übungsformen. In ihnen — Yoga, Tai Chi, Bioenergetik — kommt die zweihundert Jahre alte Fortbewegungsdynamik der westlichen Körperkultur zum Stehen, zum Sitzen, zur Ent-Spannung. Der Streß führt in die neue Kultur der Therapien (DOSSEY 1982, WATTS 1984).

Zum Stehen kam auch der Fortbewegungstanz der Industriekultur. In den Platztänzen afroamerikanischen Ursprungs wurden polyzentrische Bewegungsformen stationär. Das „Vorwärts“ von Walzer, Galopp und „Schieber“ ist nicht mehr gefragt. *No future?* Vielleicht markieren die Körper dabei abermals Erfahrungen, die zugleich auch im Militärbereich auftauchen. Dort hat sich der Wettlauf zu einem „Rüstungswettlauf“ beschleunigt, der schon vor 15 Jahren ein atomares Äquivalent von fünf bis 15 Tonnen TNT pro Kopf der Weltbevölkerung anhäufen ließ (WALD 1979; auch THOMPSON 1980). Führt das sportive Steigern in den *Overkill*, in die „letale Gesellschaft“, in den „Exterminismus“?

Das Automobil, Inbegriff sportlicher Geschwindigkeit, enthüllte ähnliche Absurditäten, sobald ihm präziser nachgerechnet wurde. Der Durchschnittsamerikaner sitzt 1600 Stunden jährlich im Auto oder wendet sie für Erwerb oder Unterhaltung des Autos auf; dabei bewegt er sich 7500 Meilen fort, das sind nicht mehr als fünf Meilen pro Stunde. Für den deutschen Autogebrauch hat man — unter Einrechnung aller individuellen (nicht einmal der sozialen) Kosten — eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 14 km/Std. errechnet, langsamer als ein Radfahrer (BURKHARDT 1980, 84—85). Da das Auto zugleich eine Veränderung der Siedlungsstruktur zugunsten einer Verlängerung aller notwendigen Wege gebracht hat, wird in Amerika bereits ein Viertel aller Wachststunden für den Transport verwendet; das Geschwindigkeitsvehikel hat die Zeit dramatisch verknappt. Die Rechnung entspricht den realen Autoerfahrungen im Stau: das Auto als subjektive Hetze und reale Verlangsamung. Allensbach-Umfragen von 1980 ergaben: 83 % der Bevölkerung in Westdeutschland empfinden, daß die Zeit zu schnell oder viel zu schnell laufe (HERDEGEN 1981). Sogar die Reklame hat schon die Hand am Puls:

Zum Bild eines Radfahrers neben Autos: „Wer langsamer fährt, weil er schneller vorankommt. Wer Persönlichkeit genug ist, um auf PS zu verzichten. Wer Kraftstoff spart und Kraft gewinnt. Wer das Echte liebt — der raucht Gauloises“ (SACHS 1984, 236).

Auf die „Dromologie“ (VIRILIO 1978; 1980) kommen also neue Aufgaben zu: die Analyse der ungeschwinden Körper zum Beispiel. Verkörpern sie eine erneute Veränderung der sozialen Zeit?

Mit Stoppuhr, aber ohne Vorwärtsdrang: Tristram

„Und wie sprach Garrick gestern abend seinen Monolog? — Oh, gegen alle Regel, Mylord, gegen alle Grammatik! Zwischen dem Substantiv und dem Adjektiv, welche doch in Numerus, Kasus und Genus übereinstimmen sollten, hielt er inne, als ob er einen Redeabschnitt machen wollte, und zwischen dem Nominativ, welches wie Euer Gnaden wissen, das Verbum regieren muß, brach er im Epilog wohl dutzendmal drei Sekunden und drei Quinten mit der Stimme ab. Ich habe es genau mit der Stoppuhr gemessen, Mylord. — Der vortreffliche Grammatiker! — aber brach er dann auch den Sinn ab, wenn er mit der Stimme abbrach? Füllte keine ausdrucksvolle Geste oder Miene den Zwischenraum aus? War das Auge stumm? Sahen Sie auch genau hin? — Ich sah nur auf meine Stoppuhr, Mylord. — Der vortreffliche Beobachter!“ (STERNE 1759/67, 186).

Als LAURENCE STERNE diesen Gebrauch der Stoppuhr beschrieb, brach die Epoche der Stoppuhren gerade an. Vielleicht macht es die Aktualität des „Tristram Shandy“ aus, daß er mit dem Gebrauch der Stoppuhr der neuen Ära gerade *nicht* entsprach. Gesetzt, der „Tristram Shandy“ sei ein Roman über die soziale Zeit. Als Autobiographie angelegt, kommt der Bericht kaum über den Augenblick der Geburt des (fiktiven) Autors hinaus. Die Exkurse und Detailerläuterungen, die Zitate aus tatsächlicher und fiktiver Literatur, eine eingestreute Wissenschaft von den Nasen und ein Tableau der Flüche, Nebenbemerkungen und Nebenerklärungen überwuchern den — angeblichen — Hauptzeitablauf. Die Kapitel lassen keine zeitliche Ordnung — weder der Aufeinanderfolge noch der regelhaften Länge — erkennen. Die Vorrede erscheint an einer Stelle, wo ein Drittel des Romans schon verstrichen ist. Ankündigungen beziehen sich auf Zukünftiges (z. B. ein Kapitel über Knöpfe), das gar nicht mehr erzählt wird. Spannungen werden erzeugt, um ins Leere zu laufen. Die Geburt der Hauptperson ist zwar am Schluß des Romans gelungen, aber da ist der Bericht schließlich im Jahre 1713 angelangt, fünf Jahre vor Tristrams Geburt und vor dem Beginn des Romans. Der Roman kommt nicht „vorwärts“.

Anders gesagt: In „Tristram Shandy“ wird die Stoppuhr zwar literarisch geboren. Aber was mißt sie da? Wortlücken. Was sieht der Blick, der sich auf die neue soziale Zeit richtet? Eine Stoppuhr, sonst nichts. Der vortreffliche Beobachter! Die Stoppuhr und ihre soziale Zeit werden *vor* ihrer Geburt vorgeführt.

Nein, dieser Roman folgt nicht der sozialen Zeit des Sports und der Industrie, der linearen Temporalität und des Vorwärtsdrängens. In einer Umbruchphase, da gerade der Kriminalroman und die literarische Spannung einerseits, der Entwicklungsroman und der literarische Fortschritt andererseits entstehen, verweigert er sich beidem, der spannenden Pointierung wie der Faszination des Fortlaufens. Ist er also ein letzter Ausdruck der alten, verschwindenden Konfiguration, der Sozialgeometrie?

In der Tat bringt „Tristram Shandy“ noch einmal die Muster des 17./18. Jahrhunderts in literarische Form: den Zirkelschlag der Festungen und der Voltigiersprünge am Pferd, die Geometrie der Ballistik und der körperlichen Haltungen. Aber gerade durch die Beschreibungen, die hier präzise geliefert werden, löst sich das alles in ein absurdes Feuerwerk auf. „Tristram Shandy“ polemisiert nicht dagegen — schon gar

nicht im Namen der neuen sozialen Zeit. Er spielt einfach den gesellschaftlichen Körpern ihre eigene Melodie vor und läßt sie danach tanzen.

Was da beim Wort genommen wird, erweist sich als verrückt. Das erinnert an die Ritterwelt des „*Don Quichotte*“ von CERVANTES (1605–1615), in der sich die alte (Renaissance-)Welt der Ähnlichkeiten, die Eintracht der Zeichen auflöste, ohne daß die neue (barocke) Welt der Repräsentation und der Sozialgeometrie dagegen ins Feld geführt wurde (FOUCAULT 1971, 78–82). „*Don Quichotte*“ saß auf einem Zeitbruch, und gerade sein Weder–Noch zwischen den Epochen macht ihn immer wieder aktuell. „*Tristram Shandy*“ saß ebenfalls auf einem Zeitenbruch: Die Sozialgeometrie des *Ancien Régime* war am Ende, und „*Tristram*“ ließ sie in Stücke springen. Geschwindigkeit, Sport und Stoppuhr, Fortschritt und Produktivität bereiteten sich vor – aber „*Tristram*“ präfigurierte sie gerade *nicht*. Er brachte aber nicht nur das Alte zum Tanzen. Wenn heute der „*Tristram*“ mit neuen Aha-Effekten gelesen werden kann, so mag das ein Indiz sein, daß auch die damals beginnende Epoche inzwischen einer Zäsur entgegenggeht. Auch ihre Konfigurationen beginnen zu springen und zu tanzen.

Wieder sind es die Körper, auf die dabei zu achten ist. Wieder sind es der Sport, der Tanz, die Haltungen, die anzeigen, was mit der Gesellschaft vor sich geht. Statt der vorwärtsdrängenden Körper von damals nun die stationären? Wieder hat niemand den Schlüssel, um das Neue zu beherrschen. Aber wir haben die Möglichkeit, zu beschreiben:

„Er stand – ich wiederhole es, um sein Bild mit einem Blick zu übersehen – mit wiegendem Körper, etwas vornübergeneigt; das gestreckte rechte Bein trug sieben Achtel seines ganzen Gewichtes; der Fuß seines linken Beins, dessen Fehler sich in dieser Stellung nicht nachteilig auswirkte, war ein wenig vorgeschoben, nicht seitlich aber auch nicht geradeaus, sondern in einer Linie zwischen beiden Richtungen; sein Knie war gebeugt, aber nicht stark, so daß es in den Grenzen der Schönheitslinie – und ich setzte hinzu: der wissenschaftlichen Linie – blieb; denn bedenken Sie, es mußte ein Achtel seines Gewichts tragen, wodurch in diesem Fall die Stellung des Beins bestimmt ist, weil nämlich der Fuß nicht weiter vorgeschoben noch das Knie stärker gebeugt sein durfte, als es die Gesetze der Mechanik erlaubten, um ein Achtel seines ganzen Gewichts aufzunehmen und zu tragen.

Diese Stellung empfehle ich den Malern – muß ich hinzusetzen, auch den Rednern? Ich glaube, nein; denn wenn sie es nicht von selbst so machen, müssen sie auf die Nase fallen“ (STERNE 1759/1767, 126).

Literatur

ANDREAE, C.: *Ökonomik der Freizeit*. Reinbek 1970.

BARDOU, J. u. a.: *La révolution automobile*. Paris 1977.

BERGMANN, W.: Das Problem der Zeit in der Soziologie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 35 (1983), 462–504.

BISCHLAGER, H.: *Der Auto-Mensch*. Würzburg 1986.

BÖHME, F.: *Geschichte des Tanzes in Deutschland*. Bde. 1–2, Leipzig 1886. Nachdr.: Hildesheim 1967.

- BONDE, H.: Den hurtige mand. (Der schnelle Mann) In: Historisk Tidsskrift, Kopenhagen, 88 (1988), 18—60.
- BOROWIK, H.: Geschichte der deutschen Leichtathletik. Berlin 1926.
- BURKHARDT, M.: Die gesellschaftlichen Kosten des Autoverkehrs. Freiburg 1980.
- CHABERT, P.: Alphonse de Neuville, l'épopée de la défaite. Paris 1979.
- DELBRÜCK, H.: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Bd. 4: Neuzeit. Berlin 1920. Nachdr.: Berlin 1962.
- DIEM, C.: Asiatische Reiterspiele. Berlin 1942².
- DOEPNER, F.: Über die Tirailleurlgende. In: Wehrkunde 24 (1975), 424—429, 481—485, 533—539.
- DOSSEY, L.: Space, Time and Medicine. Boulder/Colorado 1982.
- EICHBERG, H.: Leistung, Spannung, Geschwindigkeit. Stuttgart 1978.
- EICHBERG, H.: Sport im 19. Jahrhundert — Genese einer industriellen Verhaltensform. In: UEBERHORST, H. (Hrsg.): Geschichte der Leibesübungen. Bd. 3/1. Berlin 1980, 350—412.
- EICHBERG, H.: „Produktive“ und „Parasiten“. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 31 (1981), 451—454.
- EICHBERG, H.: Einheit oder Vielfalt am Ball? Zur Kulturgeschichte des Spiels am Beispiel der Inuit und der Altisländer. In: GRUPE, O. (Hrsg.): Spiel — Spiele — Spielen. Schorndorf 1983, 131—153 (a).
- EICHBERG, H.: Die Schönheit des Sitakigagailau, der Kreisel und das Kind im Arm. In: GEHLEN, R./WOLF, B. (Hrsg.): Der gläserne Zaun. Frankfurt/M. 1983, 151—168 (b).
- EICHBERG, H.: Die historische Relativität der Sachen oder Gespenster im Zeughaus. Münster 1987².
- FOUCAULT, M.: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt/M. 1971.
- FOUCAULT, M.: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M. 1977.
- GROSSMANN, O.: Das Reiterbild in Malerei und Plastik. Berlin 1931.
- GUIBERT, J. COMTE DE: Écrits militaires 1772—1790. Paris 1977.
- GUTSMUTHS, J.: Gymnastik für die Jugend. 1804². Nachdr. Frankfurt/M. 1970.
- HAHLWEG, W.: Guerilla. Stuttgart 1968.
- HARDACH-PINKE, I.: Schwangerschaft und Identität. In: KAMPER, D./WULF, C. (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt/M. 1982, 193—208.
- HEINEMANN, K./LUDES, P.: Zeitbewußtsein und Kontrolle der Zeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 20 (1978), 220—243.
- HEITZER, H.: Insurrektionen zwischen Weser und Elbe. Berlin (DDR) 1959.
- HELMERT, H./USCZEK, H.: Europäische Befreiungskriege 1808 bis 1814/15. Berlin (DDR) 1976.
- HERDEGEN, G.: Auf der Suche nach Nähe. In: Die politische Meinung Nr. 199 (1981), 6—10.
- HOHN, H.-W.: Die Zerstörung der Zeit. Frankfurt/M. 1984.
- HOPF, W.: Soziale Zeit und Körperkultur. Münster 1981.
- HUMBERT, J.: Edouard Detaille, l'héroïsme d'un siècle. Paris 1979.
- HUSCHKE VON HANSTEIN, F.: Automobilsport. Reinbek 1978.
- JÄHNS, M.: Geschichte der Kriegswissenschaft vornehmlich in Deutschland. Bde. 1—3. Leipzig 1889—1891. Nachdr.: Hildesheim 1966.
- JEAN: Vom Freiheitskampf der Korsen. München 1978.
- KISELBERG, S.: To og et halvt kapitel av mændenes historie (Zweieinhalb Kapitel aus der Geschichte der Männer). Kopenhagen 1979.

- KLINGE, E.: Geschichte der Leichtathletik. In: BOGENG, G. (Hrsg.): Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten. Leipzig 1926. Bd. 1, 310—333.
- KLOEREN, M.: Sport und Rekord. Leipzig 1935.
- KORSGAARD, O.: Kampen om kroppen. Dansk idræts historie gennem 200 år (Kampf um den Körper. 200 Jahre dänische Sportgeschichte). Kopenhagen 1982.
- KOSSELCK, R.: Fortschritt. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 2. Stuttgart 1975, 351—423.
- KRAHMER, C.: Über das Leben und die Kunst das menschliche Leben zu verlängern und gesund zu erhalten. Frankfurt 1799³.
- KUNISCH, J.: Der kleine Krieg. Wiesbaden 1973.
- LINDER, S. B.: Den rastlösa välfärdsmänniskan. Stockholm 1970. Deutsch: Warum wir keine Zeit mehr haben. Frankfurt/M. 1973.
- MEGEDE, E. ZUR: Die Entwicklung der Leichtathletik-Weltrekorde von den Anfängen bis heute. Berlin 1972.
- MERCIER, L.: La chasse et les sports chez les Arabes. Paris 1927.
- MILLIS, W.: Amerikanische Militärgeschichte. Köln 1958.
- MORGAN, L.: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation. Stuttgart 1908. Nachdr. Lollar 1976.
- NAHRSTEDT, W.: Die Entstehung der „Freizeit“. Göttingen 1972.
- NITSCH, J. (Hrsg.): Streß. Bern 1981.
- OETTERMANN, S.: Läufer und Vorläufer. Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports. Frankfurt/M. 1984.
- PARET, P.: The Relationship between the American Revolutionary War and European Military Thought and Practice of the Period. In: BRADLEY, D./MARWEDEL, U. (Hrsg.): Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung. Osnabrück 1977, 309—324.
- PEARCE, R.: The Savages of America. Baltimore 1953.
- QUERCETANI, R.: A World History of Track and Field Athletics 1864—1964. London 1964.
- REIMER, E.: Des deutschen Volkes Freiheitskampf 1806—1815. Hamburg o. J. (im Zeitraum von 1906 bis 1915).
- RITTER, J.: Fortschritt. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 2. Darmstadt 1972, 1032—1059.
- ROBERTS, M.: The Military Revolution 1560—1660. In: ROBERTS, M. (ed.): Essays in Swedish History. London 1967, 195—225.
- RUTSCHKY, K. (Hrsg.): Schwarze Pädagogik. Frankfurt/M. 1982.
- SACHS, W.: Die Liebe zum Automobil. Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche. Reinbek 1984.
- SCHAFRIK, J., u. a.: Leichtathletik in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin (DDR) 1976².
- SCHAUFELBERGER, W.: Der Wettkampf in der alten Eidgenossenschaft. Bde. 1—2. Bern 1972.
- SCHNEIDER, G.: Puritanismus und Leibesübungen. Schorndorf 1968.
- SCHRÖDER, W.: Burschenturner im Kampf um Einheit und Freiheit. Berlin (DDR) 1967.
- SCHWENK, H.: Marschmusik. München 1965.
- SØRENSEN, A. (Red.): Tidens problem. (Das Problem der Zeit.) Kopenhagen 1982.
- STEINMETZ, F.: 75 Jahre Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften (1898—1972). Berlin 1973.
- STEINS, G.: Die Berliner Hasenheide. Berlin 1978.
- STERNE, L.: The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman. 1759/1767. Deutsch: München 1969.

- THOMPSON, E. P.: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus. In: BRAUN, R., u. a. (Hrsg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution. Köln 1973, 81—112.
- THOMPSON, E. P.: „Exterminismus“ als letztes Stadium der Zivilisation. In: Befreiung 19/20 (1980), 12—43.
- TOMSCHIK, E. (Hrsg.): Der Markgröninger Schäferlauf. Markgröningen 1971.
- TRANIÉ, J./CARMIGNIANI, J.: Napoléon et la campagne d'Espagne (1807—1814). Paris 1978.
- TRANIÉ, J./CARMIGNIANI, J.: Napoléon et Autriche. La campagne de 1809. Paris 1979.
- TRANIÉ, J./CARMIGNIANI, J.: Napoléon et la Russie. Les années victorieuses (1805—1807). Paris 1980.
- TRENCH, C.: Geschichte der Reitkunst. München 1970.
- VERSPÖHL, F.: Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Gießen 1976.
- VIRILIO, P.: Fahren, fahren, fahren. Berlin 1978.
- VIRILIO, P.: Geschwindigkeit und Politik. Ein Essay zur Dromologie. Berlin 1980.
- WAHLQVIST, B.: Barsk idræt. Sport i vikingetiden. (Rauher Sport. Sport in der Wikingerzeit.) Dänemark 1979.
- WALD, G.: Leben in einer letalen Gesellschaft. In: Scheidewege 9 (1979), 1—13.
- WALKER, S.: Sporting Art. England 1700—1900. London 1972.
- WANDER, K.: Taschenkatechismus für das Volk. Hirschberg 1850².
- WATTS, A.: Zeit. München 1984.
- WENDORFF, R.: Zeit und Kultur. Wiesbaden 1980.
- WILDER, F.: Sport für Gentlemen. Dortmund 1980.
- WISCHMANN, B./SVAHN, Å.: Leibesübungen und Sport der Germanen. Hochheim 1980.